

ILJA  
LEONARD  
PFEIFFER

**DAS  
SCHÖNSTE  
MÄDCHEN  
VON GENUA**

 aufbau



ILJA  
LEONARD  
PFEIJFFER

**DAS  
SCHÖNSTE  
MÄDCHEN  
VON GENUA**

ROMAN

Aus dem Niederländischen  
von Rainer Kersten

 aufbau

Die Originalausgabe unter dem Titel  
*La Superba*  
erschien 2013 bei De Arbeiderspers, Amsterdam.

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert von der  
niederländischen Stiftung für Literatur sowie  
vom Deutschen Übersetzerfonds e.V.

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature



ISBN 978-3-351-03626-3

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2016

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2016

Copyright © 2013 Ilja Leonard Pfeijffer

First published in 2013 by De Arbeiderspers

Einbandgestaltung ZERO Werbeagentur, München

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro durch Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

## 1

Das schönste Mädchen von Genua arbeitet in der Bar mit den Spiegeln. Sie trägt die gleiche adrette Kleidung wie alle anderen Mädchen, die dort arbeiten. Sie hat auch einen Freund, der sie ab und zu an der Arbeit besucht. Er hat gegeltes Haar und trägt ein Muskelshirt mit dem Aufdruck SOHO. Er ist ein Arschloch. Manchmal sehe ich in einem der Spiegel, wie die beiden in dem Kabuff, wo das Mädchen die Häppchen zum Aperitif zubereitet, heimlich knutschen.

Heute Morgen auf der Via della Maddalena habe ich gesehen, wie Diebstähle hier meistens enden. »*Al ladro!*«, hörte ich jemanden rufen, »*Al ladro!*«, und ein Junge kam um die Ecke gerannt, ein Mann ihm hinterher. Er trug ein weißes Achselhemd und hatte einen dicken Kopf und einen dicken Bauch. Er wirkte wie ein ehrlicher Familienvater, der von Kindesbeinen an gewohnt ist, für magere Bezahlung zu schufteln. Der Junge rannte die Straße hoch, zur Via Garibaldi, vorbei am Palazzo mit der Sonnenuhr und von dort die Stufen der Salita di San Francesco hinauf. Der bestohlene Dicke hatte nicht die geringste Chance.

Später trank ich auf der Piazza delle Erbe. Das ist einer der seltenen Orte, wo der Abend von selbst kommt, ohne dass ich irgendwas dafür tun muss. Die orangefarbenen Tische gehören zur Bar Berto, der ältesten Kneipe am Platz, berühmt für ihren Aperitif; die weißen Tische zur Trattoria ohne Namen, wo man keinen Platz zum Essen bekommt,

wenn man nicht reserviert hat. Die roten und gelben Tischen gehören zum Inventar verschiedener Lokale, und etwas dahinter, weiter unten, liegt noch ein Straßencafé. Ich könnte die Namen herausuchen, wenn du das möchtest. Ich saß an einem blauen Tisch, im oberen Drittel des Platzes, mit Aussicht auf die Bar Berto. Die blauen Tische stehen vor dem Trigaio, gegründet von drei Homosexuellen, denen nach nächtelangem Brainstormen kein besserer Name eingefallen war. Ich trank einen Vermentino vom Golfo del Tullio. Auf einem Barhocker, an die Hauswand gelehnt, saß ein imposantes Mannweib mit pechschwarzer Sonnenbrille. Das beruhigte mich, denn dort sitzt sie immer. Straßenmusiker. Rosenverkäufer. Da sprach sie mich an. »Du hast etwas Feminines.« Sie fuhr mir mit den Fingern durchs Haar wie ein Mann, der etwas als seinen Besitz reklamiert. »Wie heißt du?«, fragte sie mit der Stimme eines Hafenarbeiters. »Ich weiß schon. Ich nenne dich Giulia.«

In der Nacht gewitterte es kurz, aber heftig. Ich war gerade auf dem Weg nach Hause, als es losging, und fand gerade noch Zuflucht unter einem Durchgang. Der hat sogar einen Namen, wie ich später herausfand: Archivolto Mongiardino. Die düsteren Wolken leuchteten dunkelgrün auf. Noch nie hatte ich so etwas gesehen. Wie gusseiserne Fallgitter ging der Regen an beiden Seiten des Durchgangs nieder. Nach ein paar Minuten war alles vorbei.

Die Straßenbeleuchtung war aber immer noch ausgefallen. In den Gassen, wo das Licht schon tagsüber kaum hinkommt, herrschte das mittelalterliche Dunkel der Nacht. Meine Wohnung war nicht weit. Ich könnte sie tastend erreichen, da war ich mir sicher. Genau, hier ging es nach oben. Der Vico Vegetti musste das sein. Schon fast meine Gasse. Links und rechts spürte ich kurz darauf Baugerüste. Auch das stimmte. Hier wurde renoviert. Plötzlich wäre ich beinahe über etwas gestürzt. Ein Holzbalken oder so. Gefährlich, dass der so mitten auf dem Weg lag. Ich bückte

mich, um ihn beiseitezuschieben. Doch wie ein Balken fühlte es sich nicht an. Dafür war es zu kalt und zu glatt und für einen Balken außerdem zu rund. Es fühlte sich seltsam an und auch ein bisschen eklig. Ich versuchte, mir mit dem Display meines Handys zu leuchten, aber der Schein war zu schwach. Ich war beinahe zu Hause. Ich beschloss, das Ding hinter einem Container mit Bauschutt zu verstecken und es am nächsten Tag näher zu untersuchen. Meine Neugier war geweckt. Ich wollte zu gerne wissen, was es war.

## 2

Huren gehören zum Lunch. Ab ungefähr elf, halb zwölf kommen sie hervor. Im Gewimmel der Gassen des abschüssigen Dreiecks zwischen Via Garibaldi, Via San Luca und Via Luccoli zu beiden Seiten der Via della Maddalena lungern sie herum, in engen, finsternen Durchgängen mit poetischen Namen wie Vico della Rosa, Vico Angeli und Via ai Quattro Canti di San Francesco. Das sind Orte, wo selbst zur Mittagszeit die Sonne nicht hinkommt. Dort lehnen sie lässig an Türpfosten oder sitzen in Gruppen auf der Straße herum. Sie rufen mir Dinge zu wie »Amore!«. Sie sagen, dass sie mich lieben und wollen, dass ich zu ihnen komme. Sie sagen, sie wollen mir mit den Fingern durchs Haar wühlen. Sie sind schwarz, schwärzer als die anthrazitfarbenen Schatten in den Eingeweiden der Stadt. Sie atmen den Duft der Nacht mitten am Tag. So stehen sie hochbeinig da, ein arrogantes Flackern in den Augen. Sie schlagen ihre weißen Zähne ins weiße, weiche Fleisch der Männer. Ich wüsste nicht, wie ich eine von ihnen überleben sollte. Beamte mit ledernen Aktentaschen machen sich verlegen davon.

Später sah ich sie wieder, in der Galleria Mazzini, die ho-

hen Amtsträger der Stadt, in Hemdsärmeln, das dunkelblaue Jackett leger um die Schultern gelegt, die kalbsledernen Taschen gefüllt mit den wenigen, wirklich wichtigen Akten, die nur sie in die Hände bekommen. Sie schlendern gern über den Marmor, an den ausgestellten Antiquitäten vorbei, weil ihre Schritte unter dem kristallinen Dach hell widerhallen. Greifvögel mit dem Wappen von Genua auf der Brust halten in hochmütig krummen Schnäbeln die Kronleuchter. Geht man von der Piazza Corvetto durch die Galleria Mazzini, landet man vor der Oper. Wo sonst?

Ich ging Richtung Hafen. Weit entfernt strich ein gelbes Flugzeug über die Wellen. Es schöpfte Wasser. In den Bergen wüteten Waldbrände. Ich kenne Leute, die das schöne Wetter von morgen am Flug der Schwalben ablesen. Der Tiefflug des Löschflugzeuges jedoch ist das sicherste Zeichen für einen weiter voranflirrenden Sommer.

Ich habe mir neue Garderobe gekauft, um mich in dieser neuen Welt der Eleganz geschmeidig als neuer Mensch zu bewegen. Italienische Sommeranzüge, maßgeschneiderte Hemden, ein raffiniertes Paar Schuhe, weich wie Butter, scharf wie ein Dolch, und einen echten Panamahut. Es kostete mich ein Vermögen, aber ich sah es als notwendige Investition, um meine Assimilierung hier zu beschleunigen.

Am Abend sprach ich mit Raschid. Er verkauft Rosen. Jeden Abend begegne ich ihm. Ich hatte ihn auf ein Getränk eingeladen. Er setzte sich für einen Moment zu mir. Er stamme aus Casablanca, erzählte er. Sei Ingenieur, spezialisiert auf Klimaanlage und Kühltechnik. In Casablanca hat er ein großes Haus, aber kein Geld. Darum ist er nach Genua gekommen, aber hier findet er keine Arbeit, weil er die Landessprache nicht spricht. Tagsüber versucht er, mit Hilfe von Filmen auf YouTube Italienisch zu lernen, abends verkauft er Rosen. Jede Nacht klappert er die Straßenbars und -cafés ab bis nach Nervi. Hin und wieder zurück. Das sind vierundzwanzig Kilometer. Mit elf anderen Marokkanern wohnt er

in einer Zweizimmerwohnung. »Natürlich gibt es da Ratten. Aber zum Glück sind die nicht groß. In Marokko denkt jeder, dass man in Europa von allein reich wird. Und natürlich gehen sie erst zurück, wenn sie genug Geld verdient haben, um für ein paar Wochen einen Mercedes zu mieten und die Komödie des erfolgreichen, wohlhabenden Cousins aus Europa zu spielen – ein Märchen, das mit jedem Erzählen schöner wird. Aber ich habe die Wahrheit gesehen, Ilja. Ich habe die Wahrheit gesehen.«

Als ich nach Hause ging, wehte auf dem Turm des Palazzo Ducale die Flagge. Nicht die Flagge Europas. Nicht mal die von Italien. Nein – ein rotes Kreuz auf weißem Grund: die Flagge Genuas. La Superba. Über dem Hafen und in der Ferne, über den schwarzen Bergen Liguriens, hörte ich die Greifvögel kreischen.

Und da fiel es mir wieder ein: Das Ding, über das ich am Abend zuvor im Vico Vegetti gestolpert war. Ich hatte es im Dunkeln hinter einem Container versteckt. Jetzt funktionierte die Straßenbeleuchtung wieder, und ich war irgendwie neugierig.

Doch das Ding war nicht mehr da. Bei den Müllcontainern an der Ecke Piazza/Via di San Bernardo lag alles Mögliche, aber nichts, worüber man hätte stolpern können. Nun ja, vielleicht war es auch nicht so wichtig. Außerdem schoss mir durch den Kopf, dass es auf die wenigen Passanten vielleicht einen etwas befremdlichen Eindruck machen würde, mich solch großes Interesse für Müllcontainer zur Schau tragen zu sehen, jedenfalls war das nicht das Image, das ich mir als stolzer Neubürger dieser Stadt zulegen wollte. So ging ich nach Hause.

Ein Stück weiter jedoch, bei den Baugerüsten, stand ein Container mit Bauschutt. Mir fiel wieder ein, wie ich während des Stromausfalls im Stockdusteren an einem Gerüst Halt gesucht hatte. Spaßeshalber schaute ich nach, ob das Ding vielleicht dort lag. Zuerst sah ich es nicht, dann aber

doch. Ich drehte mich um, ob mich auch niemand beobachtete, und zog es hervor. Ich bekam den Schreck meines Lebens.